

Über Volkstümlichkeit, die Fähigkeit zu Denken und Feministinnen

Ein Beitrag zur Binnen – I Debatte 2014

Petra Unger

Zum Einstieg eine kleine Übung:

Ein Vater fährt mit seinem Sohn zu einem Fußballspiel. Auf einem Bahnübergang bleibt der Wagen stehen. Das Auto wird von einem herannahenden Zug erfasst, der Vater stirbt bei dem Unfall. Ein Krankenwagen bringt den schwerverletzten Sohn in ein Krankenhaus. Ein Team von Chirurgen erwartet das Eintreffen des Krankenwagens. Als sich die diensthabenden Chirurgen im Operationssaal über den Schwerverletzten beugen, sagt jemand aus dem Chirurgen-Team mit erschrockener Stimme: „Ich kann nicht operieren – das ist mein Sohn“

Wussten Sie auf Anhieb, wer die Person, die da nicht operieren kann, ist?

Meine Erfahrungen mit diesem Beispiel zeigen: Niemand wusste auf Anhieb die Frage, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelt, zu beantworten.

Es hat jedes Mal einige Zeit bei Männern und Frauen gebraucht, bis sie den Text *richtig* lesen konnten, im doppelten Wortsinn.

Das generische Maskulinum und seine Vertreter und Vertreterinnen verlangen ein hohes Maß an Abstraktion und Phantasie von den Lesenden. Sich mitgemeint zu fühlen, bedeutet: männliche Formulierungen zu lesen und sie als weiblich zu interpretieren: Chirurg zu lesen und eine Frau vor Augen zu haben. Auch wenn viele behaupten sie würden automatisch bei Chirurgen Frauen (mit oder ohne Männern) dabei als Bild im Kopf haben – ich glaube es nicht. Wäre dem automatisch so, warum haben wir nicht sofort Männer im Kopf, wenn wir Chirurgingen lesen und warum wechseln wir nicht einfach vom generischen Maskulinum, das die Feministinnen so stört, zum generischen Femininum? Es kann doch egal sein, wer sich nun mitgemeint fühlt. Die viel beschworene Lesegeschwindigkeit und Ästhetik des gedruckten Textes wäre durch den einfachen Wechsel von rein männlich zu rein weiblich in keiner Weise beeinflusst. Lediglich die Arbeit der Abstraktionsleistung von Frauen hin zu Männern verlagert. Wo ist also das Problem?

Vorab zum Binnen – I

Das Binnen – I (und alle ähnlichen Schreibweisen) wirken erleichternd. Zwar kann beim generischen Maskulinum die schnellste Lesezeit gemessen werden. Wenn aber gefragt wird: Wer war im Text wirklich gemeint?, dann produziert das generische Maskulinum die längste Interpretationszeit. Analog dazu: Das Binnen – I verzögert zwar die Lesegeschwindigkeit, beschleunigt aber das Erfassen des Inhalts, respektive der gemeinten Personen. Das Binnen–I macht es also leichter zu erkennen, wer gemeint ist. So weit die Studien zur Praxis mit dem (eigentlich schon überholten) Binnen–I. Wovon reden wir also? Von der Lesegeschwindigkeit? Von der Interpretationszeit?

Gendern wo und warum?

Kann es wirklich sein, dass Schreibende nichts von der Verschiedenheit der Texte und ihrer unterschiedlichen Funktionen wissen? Ein literarischer Text erfüllt andere Funktionen als ein juristischer Gesetzestext oder ein journalistischer Bericht erfüllen sollte. Sprach- und Schriftästhetik von Literatur in einem Atemzug mit öffentlicher Berichterstattung oder der Formulierung von Gesetzestexten zu nennen, erscheint eigenartig. Im Gesetzestext ist es politisch wie rechtlich relevant, wie er formuliert ist. Die Formulierung hat konkrete Auswirkungen auf individuelles wie gesellschaftliches Leben. Sie entscheidet über die Möglichkeit der Verurteilung und Bestrafung, über Recht und Unrecht.

Völlig anders verhält es sich mit einem journalistischen Text. Berichterstattung Analyse, Aufklärung, Herstellen von Öffentlichkeit als wichtige Säule der Demokratie scheinen mir hier die zentralen Aufgabenbereiche. Auch wenn manche Journalist_innen gerne Schriftsteller_innen wären und viele ja tatsächlich sind: Ein Bericht braucht eine andere Sprache als ein Buch über Liebe, um irgendein Thema zu nennen. Eine ganz andere Funktion hat eine wissenschaftliche Arbeit, die sich dem (vereinbarten und immer wieder verändernden) Kanon entsprechend an andere Regeln der Sprache und des geschriebenen Diskurses hält. In Romanen gibt es in der Regel keine Fußnoten, Quellen und Literaturangaben, in journalistischen Texten ist selbiges nur hie und da zu finden und nicht unbedingt erforderlich. Sprache ist also nicht gleich Sprache. Text ist nicht gleich Text.

Wann, in welcher Form und wie konsequent geschlechtergerechte Formulierungen zu verwenden sind, ist demnach auch abhängig von der Funktion des Textes.

Werfen wir also nicht alles in einen sprachlichen Topf.

Was nun ist Sprache?

Verschriftlichte Sprache ist Ergebnis eines „zivilisationshistorischen Abstraktionsprozesses“. Vom gesehenen Bild zum geschriebenen, abstrahierten Schriftbild. Nun ist „*Anschauen niemals Sache des Denkens. Der Denkende tut etwas Gegenteiliges, er löst seine Dinge vom Gegenstand, er abstrahiert*“, schreibt der Sprachwissenschaftler Victor Klemperer in seinem 1947 in Berlin erschienenen Werk „LTI – Notizbuch eines Philologen“.

Die Anschauung, das Bild wird abstrahierend mit einem Schriftbild, also einem Wort festgehalten. Was nicht eindeutig im Wort festgehalten ist, produziert kein Bild oder ein falsches Bild. Eindeutig ist das Wort nie. Es ist immer interpretierbar. Als Wort für sich oder aus dem Zusammenhang heraus. Wird nun das Wort mit anderen Worten kombiniert, ändert es mitunter seine Bedeutung. Nennen wir als Beispiel ein unverfängliches Wortspiel: Baumstamm – Stammbaum – Weihnachtsbaum. Wird das Wort mit anderen Worten in Beziehung gesetzt, kann es seine Bedeutung, seine Zuordnung, seinen emotionalen Wert ändern, kann die Bedeutung verschoben werden: Der Weihnachtsbaum leuchtet. Unter dem Weihnachtsbaum liegen viele, schöne Geschenke. Brennender Weihnachtsbaum. Sie hasst Weihnachtsbäume...

Unterschiedliche Bilder entstehen beim Lesen dieser Sätze im Kopf und damit auch unterschiedliche Emotionen. Schriftbilder und deren Kombinationen lösen Bilder im Kopf aus. Und umgekehrt: Bilder im Kopf können in Wort und Schrift gefasst werden. Etwas in Worte fassen, lässt Dinge, Ereignisse, Gefühle vermittelbar und damit auch interpretier- und verhandelbar werden. Was nicht benannt ist, scheint nicht zu existieren.

Es geht aber nicht nur um das Benennen allein, sondern auch um die Form. Wie benannt wird, wer genannt wird und was ent-nannt wird. Nicht-Sprechen, Nicht-Nennen, manchmal auch das Nicht-Sprechen-Können ist Teil unserer menschlichen Kommunikation und alle diese Facetten der Sprache haben Auswirkungen.

Es geht also in der aktuellen Debatte rund um das Binnen – I um mehr als nur kindische Befindlichkeiten einiger Feministinnen.

Es geht um Schauen, Denken, Abbilden, Sprechen, Schreiben und das was Sprache auslösen kann: „*Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich, sie lenkt auch mein*

Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewusster ich mich ihr überlasse", schreibt an anderer Stelle Victor Klemperer.

Und er bringt das Volkstümliche zur Sprache:

„Volkstümlich ist das Konkrete; je sinnlicher die Rede ist, je weniger sie sich an den Intellekt wendet, umso volkstümlicher ist sie. Von der Volkstümlichkeit zur Demagogie oder Volksverführung überschreitet sie die Grenze, sobald sie von der Entlastung des Intellekts zu seiner gewollten Ausschaltung und Betäubung übergeht", meint Victor Klemperer. Es scheint um die „Entlastung des Intellekts“ zu gehen, wenn die Festschreibung des scheinbar so einfachen, generischen Maskulinums gefordert wird – zur Enttäuschung aller denkenden Frauen und Männer auch noch von Intellektuellen, Journalisten, Juristen und gar Philosophen, bei denen man einen derartigen Wunsch der Entlastung nicht vermuten würde. Es verwundert, nebenbei bemerkt, dass es heutzutage tatsächlich möglich ist, öffentlich als anerkannter Philosoph aufzutreten und gleichzeitig sprachphilosophische wie sprachwissenschaftliche Erkenntnisse der letzten mindestens hundert Jahre zu ignorieren.

Frauen *nicht* mitgemeint

Es erstaunt auch, dass gerade Verfassungsjuristen ernsthaft gegen die explizite Nennung beider Geschlechter argumentieren, wenn bekannt ist, dass im Streit um die Einführung des Frauenwahlrechts in der Schweiz der Abgeordnete Léonard Jenni 1928, seine Petition an den Bundesrat zur Verhinderung des Wahlrechts für Frauen mit dem generischen Maskulinum begründet:

„Wenn man nun behauptet, dass der Begriff auch die Schweizer Frauen in sich schließen sollte, so überschreitet man die Grenzen der zulässigen Interpretation und begeht damit einen Akt, der dem Sinne der Verfassung widerspricht. [...] Die Beschränkung des Stimmrechts auf die männlichen Schweizer Bürger ist ein fundamentaler Grundsatz des eidgenössischen öffentlichen Rechts.“

In der Schweizer Verfassung sei nichts von Bürgerinnen zu lesen, daher sei das in der Verfassung verankerte Wahlrecht nicht für Frauen gedacht, begründet Jenni seinen Widerstand gegen das Schweizer Frauenwahlrecht.

Auslegung und Interpretation von Sprache, hier im Speziellen von Gesetzen, stellen im Berufsfeld von Juristen und Juristinnen, deren Haupttätigkeit dar. Dass gerade diese Berufsgruppe Ungenauigkeiten in der Formulierung wünscht und beibehalten möchte, verwundert angesichts dieses Beispiels.

Duden immer hintennach

Hinzu kommt: die Verschriftlichung von Sprache hinkt den gelebten Realitäten seit eh und je hinterher. Änderungen des Sprachgebrauchs finden immer erst im Nachhinein Eingang in die jeweiligen Lexika und normierenden Schriften. Auch das sollten Journalisten, Philosophen wie Juristen wissen. Die schleppende Abbildung von längst realen, gelebten komplexen Wirklichkeiten zeigt sich auch in den aktuellen Debatten, um gesetzliche Anerkennung transidenter Menschen – also jenen, die kein eindeutiges Geschlecht haben oder haben wollen. Alle, die sich in einem anderen Geschlecht als jenem, von ihrem Körper vorgegebenen, zu Hause fühlen und viele, deren Körper nicht in die Norm Frau-Mann passen. Wie wird mit ihnen sprachlich umgegangen? Im Alltag wie in der Rechtsprechung? Das wird gerade verhandelt. Damit sind wir bei einem weiteren Aspekt der Sprache und auch des Geschlechts: Der Verhandelbarkeit. Wie werden Frauen, wie werden Männer, wie werden transidente oder Intersex – Menschen sprachlich dargestellt? Wie wollen sie, dass über sie gesprochen wird? Kommen sie vor? Wenn ja, wie? Welche Rechte haben Frauen, Männer, Transidente und Intersex-Menschen? All das wird aktuell diskutiert und verhandelt, mit vorläufig offenem Ergebnis.

Die Geschlechterwirklichkeit ist vielfältiger geworden. Das macht die Welt zugegebenermaßen nicht einfacher, aber es ist erstmals möglich, diese Vielfalt zu verhandeln – sprachlich, gesellschaftlich, juristisch, öffentlich. Die Wirklichkeit ist komplex und das sollte und könnte sich in der Sprache abbilden.

Wirklichkeit(en) konstruieren und abbilden

Die Abbildung der Wirklichkeit in Form von Sprache ist historisch – kulturell geprägt und konstruiert. Konstruktion von Sprache bedeutet im Abstraktionsprozess Bilder in Worte übersetzen. Das braucht, wie schon erwähnt, Denkleistung und Denken ist nicht (nur) sinnlich. Was denkend konstruiert ist, lässt sich verschriftlichen und wird im Zuge dessen wiederum neu konstruiert, verändert sich also im Zuge des Verschriftlichungs- und Normierungsprozesses. Manches geht bei dieser Verschriftlichung verloren, z.B. die Aussagekraft von Dialekten, anderes wird leichter verständlich, z.B. durch Punkt und Komma, Groß- und Kleinschreibung. Grammatik wird konstruiert, Rechtschreibregeln werden festgelegt, Sprachregelungen fixiert. Während die gesprochene Sprache sich fröhlich und permanent verändert, kreative und weniger kreative Worte hervorbringt, hinkt die Sprachnorm hinterher, schreibt nachträglich fest. Damit lässt sich erklären, warum

wir heute nicht mehr Mittelhochdeutsch sprechen und auch der Duden seinen Sprachschatz ständig erweitern und erneuern muss. Sprache wird also von Menschen gesprochen, Sprachregeln von Menschen gemacht, konstruiert, Sprachnormen machtvoll durchgesetzt. Was konstruiert ist, so der einfache Schluss, lässt sich auch dekonstruieren. Oder anders formuliert, was gemacht wurde, lässt sich auch anders machen. Allein aus diesem Grund ist die Vorstellung, mit Sprache anders umzugehen, sie anders – eben bewusst und nicht nur sinnlich, eben nicht volkstümlich, sondern an den Intellekt gewandt, interessant. Daran ist nichts Kindisches oder Autoritäres zu finden, wie vielfach den Feministinnen unterstellt wird.

Utopie Gesellschaftsveränderung

Die Utopie und gelebte Praxis, durch Sprache, Bewusstsein, Verhältnisse, die Gesellschaft verändern zu wollen und zu können, bewegt viele, nicht nur Feministinnen. Haben nicht viele Journalistinnen und Journalisten gerade aus diesem Wunsch heraus, ihre Berufswahl getroffen?

Aufzeigen, Missstände aufdecken, berichten, analysieren, Bewusstsein wecken, Gesellschaft verändern und damit das unvollendete Projekt der Demokratie zu befördern. Das alles nur durch und mit Sprache. Ist das noch Wunsch und Anliegen von Journalistinnen und Journalisten? Warum wollen gerade jene, die täglich mit Sprache arbeiten, so wenig über die Konstruiertheit von Wirklichkeit und Sprache wissen? Warum geben gerade sie vor, die (Aus-) Wirkungen von Sprache auf die einzelnen Individuen nicht zu kennen?

Sprechen ist Handeln

Sprechen ist Handeln. Sprache kann ausgrenzen oder einschließen, verletzen oder heilen. „Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“, wird während der Eucharistie-Feier in der katholischen Kirche rezitiert. Heilung durch Sprechen hat Sigmund Freud mit seiner Talking Cure versprochen. Psychotherapeutinnen und –therapeuten wissen von der heilenden Kraft des Sprechens ebenso zu berichten, wie von den langanhaltenden Verletzungen durch Worte.

„Worte können sein wie winzige Arsendosen: Sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung noch da“, nochmals Victor Klemperer dazu.

Sprechen wie Nicht-Sprechen kann beleidigen, verletzen, ausgrenzen, demütigen. Nicht genannt zu werden, mit falschem Namen angesprochen zu werden, durch Ausschluss aus der Kommunikation isoliert zu sein – haben wir das nicht alle schon einmal erlebt? Wir alle wissen: Es hat sich nicht gut angefühlt, unerwähnt zu bleiben oder persönlich angegriffen zu werden – nur mit Worten, gerade durch gesprochene und nicht gesprochene Worte.

Warum sollte also die sichtbare, lesbare, hörbare Repräsentation von Frauen keine Bedeutung, keine Auswirkung haben?

Keine Geschichte

Ein weiteres Beispiel: Historische Texte im generischen Maskulinum verfasst, geben keine Auskunft darüber, ob an den jeweils dargestellten Ereignissen Frauen beteiligt waren. Wenn wir von Bauernaufständen lesen, erfahren wir nichts über Bäuerinnen. Wenn wir Arbeiterbewegung hören, wissen wir nicht, ob Arbeiterinnen an der Seite der Männer standen. Die sprachliche, männliche Verallgemeinerung ist zu wenig aussagekräftig und es entsteht der Eindruck, Frauen hätten keine Geschichte geschrieben. Es ist den kritischen, feministischen Forscherinnen zu verdanken, dass wir mittlerweile über vielfältige Kenntnisse zu Frauengeschichte verfügen, mehr über Leben, Rollen und Leistungen von Frauen in den Jahrhunderten vor uns wissen. Es ist auch den Feministinnen zu verdanken, dass heute über Missbrauch gesprochen werden kann und wird. Dass Vergewaltigung in der Ehe heute im Strafgesetzbuch steht und dadurch überhaupt erst strafbar ist. Das Benennen von gesellschaftlichen wie historischen Wirklichkeiten ist also ein politischer Akt, nicht nur von Feministinnen.

Emanzipation mit und durch Sprache war und ist immer schon politisch.

Emanzipation der Sprache selbst ist die logische Weiterentwicklung.

Und was ist Feminismus?

Mit der Binnen-I Debatte feiert dumpfer und unreflektierter Anti-Feminismus auch in den so genannten Qualitätsmedien fröhliche Urständ.

Die wenigsten Journalisten und auch Journalistinnen haben sich, so scheint es, wenn wir die Artikel rund um das Binnen-I lesen, die Mühe gemacht, Geschichte und gesellschafts- wie demokratiepolitische Bedeutung von Feminismus zu berücksichtigen. „*Feminismus ist die Anstrengung zur Gleichberechtigung und Emanzipation der Frauen.*“, schreibt der französische Sozialutopist Charles Fourier,

dem die „Erfindung“ des Begriffs Feminismus zugeschrieben wird. Was lässt sich aus heutiger, demokratiepolitischer Sicht dagegen einwenden?

Feministinnen hatten in den vergangenen 150 Jahren verschiedene Projekte zur Gleichberechtigung und Emanzipation der Frauen: Wahlrecht für Frauen, Zugang zu Universitätsbildung, partnerschaftliche Ehegesetze, Schutz vor Missbrauch, Vergewaltigung und Gewalt. Gleicher Lohn für gleich Arbeit, das Recht auf Selbstbestimmung über den eigenen Körper, faire Verteilung von Ressourcen, nachhaltiger, respektvoller Umgang mit der Umwelt, aktive Abrüstungs- und Friedenspolitik, Wirtschaft und Politik. Faire Arbeitsteilung, Solidarität mit anderen benachteiligten, unterdrückten oder misshandelten Frauen im eigenen Land und international. Feministinnen haben Kinder- und Frauenrechte in den Menschenrechtskatalog hineinreklamiert. Dass von Gewalt betroffenen Frauen heute professionelle Einrichtungen zur Verfügung stehen, ist den Feministinnen zu verdanken. Dass es moderne Männerforschung gibt, wurde von den Diskussionen der Feministinnen angestoßen.

All das sind Errungenschaften und Erfolge der viel diffamierten feministischen Aktivistinnen und sie werden selten als deren Errungenschaften benannt. Es sind nicht erzählte, nicht berichtete, selten zusammenfassend aufgeschriebene oder gar gesamtgesellschaftlich gewürdigte Erfolge von politisch aktiven Frauen.

Auch diese Anmerkung sei erlaubt: Verallgemeinerungen wie wir sie in den letzten Wochen zu lesen bekamen von *den* Feministinnen und den zahlreichen Behauptungen über sie, sind empörend und beleidigend. Zwar sagen sie mehr über die jeweils Schreibenden aus, Realitäten vereinfachend und verkürzend sind sie allemal. Auch hier ist das Nicht-Benennen und/oder Interpretieren politisch und hat politische Auswirkungen.

Ohne das offensive und klare Benennen der realen Lebensumstände und Handlungen von Frauen, ohne all dieses Aufzeigen, Sprechen, Diskutieren, Schreiben, Verhandeln und sprachlich Kämpfen (ja, Emanzipation ist und war ein Kampf) der vielen, verschiedenen Feministinnen wäre das Projekt Demokratie nicht so weit gediehen. Über und von Frauen zu sprechen, sie sichtbar zu machen, ihre Forderungen in sprachlich formulierte und garantierte Rechte umzuwandeln, ist wesentlicher Bestandteil von Demokratien. Zusammendfassend lässt sich sagen: Feminismus eine politische Haltung.

Feminismus ist ein außerordentlich gut geeignetes Instrument zur Analyse von Herrschaftsverhältnissen.

Feminismus ist eine vielfältige und sich ständig weiter entwickelnde, auch sich selbst reflektierende Theorie der Geschlechterverhältnisse.

Feminismus ist ein Motor der Demokratisierung.

...und noch vieles mehr!

Politisches Programm

Frau-Sein allein ist kein politisches Programm und ermöglicht nicht automatisch kritische Sichtweisen auf die Gesellschaft. Feministisches Frau-Sein hingegen sehr wohl. Nicht alle Frauen und auch nicht alle Männer besitzen politisches Bewusstsein oder politische Bildung. Wenn also auch Frauen gegen geschlechtergerechte Sprache argumentieren, hat dies entweder mit fehlendem politischen Bewusstsein oder mit bewusster Parteinahme für männliche Interessen und Privilegien zu tun. Christina Thürmer-Rohr hat in diesem Zusammenhang schon in den 1980er Jahren von weiblicher Mit-Täterinnenschaft bzw. der Machtermächtigung der Männer durch Frauen geschrieben. Das ist für Feministinnen nicht wirklich neu, wenngleich es immer wieder schmerzt, dass Frauen frauenfeindlich argumentieren.

Politisches Bewusstsein und Sprachbewusstsein ist also nicht angeboren. Das kann und muss erlernt und erarbeitet werden. Wer einmal über Sprache mehr als nur emotional nachgedacht hat, wird früher oder später dieselben Schlüsse ziehen, wie Feministinnen. Wer einmal über die persönliche Erfahrung hinaus über Geschlechterverhältnisse reflektiert hat, kommt zu anderen Erkenntnissen als zum Wunsch der Abschaffung des Binnen-Is.

Sprache und Geschlecht

Nochmals: Sprache bildet Wirklichkeit ab. Die Wirklichkeit besteht aus Frauen, Männern und anderen Formen, Geschlecht zu empfinden und zu leben. Sprache macht sichtbar oder unsichtbar – je nachdem. Und: Sprache ist konstruiert ebenso wie die Vorstellungen von Geschlecht. Was wir glauben, als Frau oder Mann tun zu müssen oder zu sein, wird über Sprache vermittelt und ist ebenfalls eine „*Abstraktion des Denkens*“, wie Rosa Mayreder schon um 1900 schreibt. Wir alle haben ein Geschlecht und glauben zu wissen, wie Geschlechterrollen wirken. Wir alle sprechen und glauben zu wissen, wie Sprache funktioniert. Und doch ist es nicht so einfach. Angesichts der in der Debatte offenkundigen Realität, dass die meisten zu wenig über die neuesten Erkenntnisse der Geschlechterforschung und

Sprachwissenschaft wissen, plädiere ich für eine großangelegte Informationskampagne zu geschlechtergerechter und diskriminierungsfreier Sprache. Feministinnen engagieren sich nämlich nicht nur für ihr eigenes Geschlecht, sondern arbeiten gegen jede Form von Herrschaftsausübung, Machtmissbrauch und Diskriminierung, auch durch und mit Sprache. Es geht also um mehr als nur um das Binnen – I. Es geht um die Demokratisierung von Sprechen und damit auch von Handeln, wenn wir Sprechen als Handeln verstehen wollen. Und es geht um Respekt.

Zuguterletzt sei noch aus der sehr gut gelungenen Broschüre des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales, Leitfaden für diskriminierungsfreie Sprache, Handlungen, Bilddarstellungen zitiert:

„Das Wort Diskriminierung stammt vom lateinischen „discriminare“, das so viel bedeutet wie trennen, absondern, unterscheiden. Ausgangspunkt jeder Diskriminierung ist die Feststellung bzw. Herstellung von Unterschiedlichem. (...) Unterschiede werden aber nicht wertfrei festgestellt, sondern durch eine Mehrheit bewertet, die festlegt, was als gesellschaftliche Norm zu gelten hat. (...) Soziale Diskriminierung kann unterschiedliche Formen annehmen: Sie reicht von der unüberlegten, beleidigenden Äußerung über bewusstes Ignorieren und Willkür bis hin zu gewalttätigen Übergriffen. (...) Diskriminierung kann in den unterschiedlichsten Lebensbereichen zum Ausdruck kommen: Im alltäglichen Umgang, auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt, beim Zugang zur (Aus)Bildung, im Gesundheitswesen, in der politischen Partizipation, in der Mediendarstellung und nicht zuletzt in der Sprache.“ (Hervorhebungen von mir)

Um Sprache von ihrer möglichen diskriminierenden Kraft zu befreien, plädiere ich abschließend für die Beibehaltung und Weiterentwicklung des Binnen-I und der geschlechtergerechten Sprache, sowie respektvollen und diskriminierungsfreien Umgang aller miteinander in Wort, Schrift und Bild.

Petra Unger

PS: Im Übrigen bin ich der Meinung, die selbstverschuldete Unwissenheit von Bürger_innen im Allgemeinen und JournalistInnen, Jurist*innen, Philosophinnen und Philosophen sowie Lehrenden an Schulen und Universitäten muss durch Aufklärung, Bildung und Information über die Geschichte der Frauenbewegung und

zu Grundbegriffen feministischer Theorie beseitigt werden.

PPS: Gerne biete ich Ihnen entsprechende Workshops hierzu an.

PPPS: Die seit 20 Jahren stattfindenden Frauenspaziergänge widmen sich dem Sichtbar-Machen von Frauengeschichte in Wien. Der Stadtzeitung Falter dürften diese sehr erfolgreichen Stadtrundgänge bislang entgangen sein. Auch hierzu informiere ich Sie gerne. Vielleicht ein Stadtpaziergang als Einstieg in eine Fortbildung zur Thematik?